

Ein Plädoyer für das Landleben und die Kirche im Dorf:

„Die Wichtigkeit von Kirche lässt sich nicht nur an einer großen Zahl festmachen“

Im Gespräch mit Superintendent Uwe Simon zu seiner neuen Amtszeit im Kirchenkreis Oberes Havelland

von Stefan Determann

Am Sonntag wurde Superintendent Uwe Simon in seine neue Amtszeit im Kirchenkreis Oberes Havelland eingeführt. Zehn Jahre sind seit seinem Amtsantritt im damals neu gegründeten Kirchenkreis vergangen. 20 Jahre seit seinem ersten Dienst als Superintendent, und seit fast 30 Jahren ist Uwe Simon als Pfarrer im nördlichen Brandenburg zu Hause. Anlass für ein Gespräch über die Zeiten und Wege, Veränderungen und Kontinuität, über Generationswechsel und Zweitwohnsitzberliner, die Kirche im Dorf mit Event- und Weihnachtsgottesdiensten, über die schwindenden Mitgliederzahlen, Strukturreform und die Zukunft der Kirche im Oberen Havelland.

Herr Superintendent Simon, am Sonntag wurden Sie von Generalsuperintendent Kristóf Bálint in der Oranienburger St. Nicolaikirche in Ihre neue Amtszeit im Kirchenkreis Oberes Havelland eingeführt. Wie kommt es, dass die Einführung in Oranienburg und nicht in Gransee, am Sitz des Kirchenkreises stattfand?

Das ist eine spannende Frage, weil das ein sehr spontaner Einfall war. Meine erste Einführung haben wir in Templin gefeiert. Damals war Templin der Sitz des Kirchenkreises Templin-Gransee, der gerade neu gegründet war. Die zweite Einführung fand nach der Vereinigung der Kirchenkreise Templin-Gransee und Oranienburg am Sitz der neuen Superintendentur in Gransee statt. Deshalb war es irgendwie naheliegend, jetzt nach Oranienburg zu gehen.



Superintendent Uwe Simon beim Einführungsgottesdienst am 28. August 2022 in der Oranienburger St. Nicolaikirche.

Wir zeigen damit ja auch, dass die drei Bereiche Templin, Gransee und Oranienburg im Kirchenkreis zusammengehören, so wie auch mein Dienst und mein beruflicher Werdegang diesen großen Bogen schlägt.

Wenn Sie sich die aktuelle Situation im Kirchenkreis betrachten und 10 Jahre zurückschauen - oder eigentlich ja schon 20 Jahre, sind Sie bereit für die nächsten 10 Jahre? Wie lange waren Sie vorher eigentlich schon Superintendent in Templin?

Naja, ganz 10 Jahre werden es wohl nicht. Irgendwann ruff der Ruhestand. Angefangen in Templin habe ich 2002. Und neulich, durch Zufall habe ich gesehen, dass auch meine Einführung in Gransee vor 10 Jahren zum selben Termin stattfand: am 26. August 2012. So über schaue ich tatsächlich die Entwicklung von genau 20 Jahren.

Wie war das denn vor 20 Jahren?

Ja, das war völlig anders und auch wieder nicht. Der Kirchenkreis Templin-Gransee war ja damals gerade neu gegründet worden. Das hatte vor allem damit zu tun, dass der alte Kirchenkreis Gransee aus finanziellen Gründen vor der Situation stand, dass viele Mitarbeiterstellen abgebaut werden mussten. Wir sind dann mit dem neuen Kirchenkreis in eine Konsolidierung und wirtschaftlich stabile Phase gekommen. Der Kirchenkreis konnte sich wirklich neu aufstellen. Ein wesentlicher Unterschied zwischen damals und heute ist aber, dass in der Tat die Zahl der Gemeindeglieder noch einmal deutlich kleiner geworden ist. Und die Gemeinden haben sich auch in ihrer Struktur

verändert. Zudem sehen wir jetzt nach einer langen Zeit, in der es wenig personelle Wechsel gegeben hat, auch eine deutliche Veränderung unter den Mitarbeitenden. Es sind viele Neue dazugekommen, einige sind in den Ruhestand gegangen oder haben ihre Stelle gewechselt. So gibt es eine völlig neue Mischung im Team. Das ist eine Entwicklung der letzten vier bis fünf Jahre. Ich finde das sehr spannend, weil es ja auch die Zusammenarbeit noch mal deutlich verändert.

Kann man von einem Generationswechsel sprechen?

Der ist im Gange, auf jeden Fall. Zum einen hat sich die Mitarbeiterschaft durch den Eintritt in den Ruhestand geändert. Aber auch, weil einige nach vielen Jahren gesagt haben, sie stellen sich noch einmal neuen Aufgaben in anderen Gemeinden – was ja gut und von der Landeskirche auch gewünscht ist.

Die Zehnjahresfrist bei der Übertragung einer Pfarrstelle führt ja dazu, dass man sich die Frage stellt: Bin ich an einem Punkt, wo ich gut weiterarbeiten kann. Oder ist es Zeit, dass ich mir und auch der Gemeinde neue Herausforderungen wünsche. Es braucht beides. Die Kontinuität und die Veränderung.

Unsere Aufgabe ist es, mit Begeisterung zu zeigen, welche Freude die Arbeit in einem kirchlichen Beruf macht.

Das zeigt aber auch: Neue Mitarbeitende zu finden, wird zunehmend schwierig. Der Fachkräftemangel, den viele im Land beklagen, der trifft uns da ganz genauso wie alle Bereiche.

Wir haben in allen Berufsgruppen – ob es nun die Kirchenmusik ist oder die Gemeindepädagogik, aber auch im Pfarramt – mittlerweile deutlich mehr freie Stellen als Bewerberinnen und Bewerber. Das wird eine große Herausforderung. Zum einen müssen wir zeigen, wo die Attraktivität unserer Arbeitsfelder liegt, aber wir müssen auch ein attraktiver Kirchenkreis sein, wo Menschen Lust haben, hinzugehen, um hier zu leben und zu arbeiten. Und wir müssen auch dem Nachwuchs Lust machen, einen kirchlichen Beruf zu ergreifen, weil er Zukunft hat.

Hat denn Kirche wirklich Zukunft, wenn man sich den Rückgang der Mitgliederzahlen in den vergangenen Jahre ansieht?

Natürlich haben wir Zukunft. Das zeigen und erleben wir ja in unserer täglichen Arbeit. Auch wenn sich die Strukturen und die Gestalt von Kirche ändern werden, wenn sich Arbeitsformen ändern und wir insgesamt kleiner werden. Es gibt viele Aufgaben und positive Herausforderung, die es lohnen und lebenswert machen, in diesen Berufen mit

Menschen in unterschiedlichster Weise zu arbeiten. Das wird immer Zukunft haben. Unsere Aufgabe ist es, mit Begeisterung zu zeigen, welche Freude ein solche Arbeit macht.

Wenn man sich die Kirchenkreise vor 20 Jahren ansieht – das waren damals ja noch drei – und den heute einen großen Kirchenkreis und dazu die vielen Kirchengemeinden, mit den heute sehr viel weniger Gemeindegliedern, dann hat man das Gefühl, dass sich auch hier eine ganz ähnliche Entwicklung abzeichnet: immer größere Strukturen. Heißt das nicht auch, dass die Menschen in den kleinen Dörfern einfach allein gelassen werden?

Man kann das natürlich ganz objektiv an Zahlen festmachen – oder auch subjektiv am Empfinden der Menschen, wenn es darum geht, in veränderten Strukturen zu arbeiten.

Rein objektiv betrachtet haben sich die Rahmenbedingungen für die Finanzierung von Stellen ja nicht verändert. Wir sind von den Kirchensteuereinnahmen abhängig. Der Anteil, den wir von der Kirchensteuer bekommen, ist abhängig von der Zahl der Gemeindeglieder. Und egal, welchen Schlüssel man nimmt, die Zahl der Gemeindeglieder, die eine Pfarrerin oder Pfarrer zu betreuen hat, wenn ich das mal als ein Beispiel nehme, ist nicht anders als vor 20 Jahren.

Die Menschen aber, an die ich als Pfarrer oder Pfarrerin gewiesen bin, die wohnen heute in sehr viel mehr verschiedenen Orten. Die Gemeinden sind kleiner geworden. Und weil ich es nun mit mehr Orten und mehr Kirchen oder Predigtstätten und manchmal auch mit mehr Gremien zu tun habe, ist das Empfinden, es ist viel mehr Arbeit geworden und „früher war es einfacher“ natürlich richtig. Wengleich sich andererseits die Zahl der Taufen, Trauungen und Konfirmationen womöglich nicht sehr geändert hat.

Es gibt also wirklich diese beiden Ebenen: es ist mehr Arbeit, weil ich für einen sehr viel größeren Raum zuständig bin und weil ich nicht mehr so präsent sein kann, wie ich das vielleicht gern sein würde. Also es ist schwieriger auch mitzubekommen, was passiert eigentlich vor Ort. Man braucht also heute ein gutes Netzwerk, um zu wissen, wie es den Menschen geht und welche Sorgen sie haben.

Auf der anderen Seite ist aber die Zahl der Menschen, an die ich als Pfarrer oder Pfarrerin gewiesen bin, relativ konstant geblieben. Und, was auch geblieben ist, – und das ist das Schöne hier für die Arbeit im ländlichen Raum: Auch wenn ich mehr Orte zu betreuen habe als früher, dadurch, dass das alles auf einer sehr persönlichen Ebene stattfindet, weiß ich, wenn ich mein Netzwerk habe, relativ gut um die Menschen und die Situation vor

Ort. Das macht für mich auch den Reiz des Lebens und Arbeitens auf dem Lande aus: Es gibt diesen viel engeren und dichteren Draht zu den Menschen.

Wenn man durch die Dörfer fährt und die Häuser sieht, und weiß, wer dort wohnt, und sich an so manche Geschichte erinnern kann. Wenn die Kontakte gewachsen sind und man vor Ort als Pfarrerin oder Pfarrer bekannt ist. Das empfinde ich als etwas sehr Wertvolles.

Ähnliches gilt für die Mitarbeitenden in der Kirchenmusik und der Gemeindepädagogik, wenn sie erleben, wie aus den Kindern Jugendliche werden und aus den Jugendlichen junge Erwachsene. Dann kommen die nächsten Kinder und auf einmal haben sie es schon mit der neuen Generation zu tun. Im ländlichen Raum und auch in den kleinen Städten erlebt man das viel intensiver, als das in einer Großstadt möglich wäre.

Daran anschließend noch mal die Frage nach der Strukturreform in der Landeskirche, die ja viel diskutiert und aktuell im Gange ist? Ist es tatsächlich der richtige Weg, wenn alles größer wird?

Zwar mag ich das Wort „alternativlos“ nicht, glaube aber, an der Stelle gibt es durch die Wirklichkeit tatsächlich keine andere Alternative. Wir merken zunehmend von Wahlperiode zu Wahlperiode, wie die Gemeinden kleiner werden, und dass es immer schwieriger wird, die notwendige Zahl von Menschen zu finden, die bereit und in der Lage sind, Leitungsverantwortung zu übernehmen.

Immer weniger Menschen wollen sich dauerhaft an bestimmte Dinge binden. Vieles geschieht projektartig.

Also wenn ich so eine Körperschaft, die ja eine Kirchengemeinde juristisch ist, leiten will, brauche ich mindestens vier Kirchenälteste, und dazu auch noch zwei Ersatzälteste, die bereit sind, sich um die Dinge in der Gemeinde zu kümmern, die bereit sind, als Leitungsgremium Verantwortung zu übernehmen. Und der Bereich, für den sie verantwortlich sind, das ist ja nicht nur, die Kirche am Sonntag für den Gottesdienst aufzuschließen. Ich sag mal nur die Stichworte: Arbeitsschutz, Datenschutz, Klimaschutz – also die Aufgaben und Anforderungen werden immer umfangreicher.

Und für die Hauptamtlichen, speziell die Pfarrfrauen und Pfarrer, wenn sie für mehrere Orte zuständig sind, ist die Situation ja so, dass sie nicht nur *ein* Leitungsgremium haben, sondern zwei oder drei, manchmal sogar fünf und mehr. Das ist auf Dauer nicht zu bewältigen.

Deshalb glaube ich, an der äußerlichen Gestalt der Körperschaften etwas zu ändern, das ist schon lange

überfällig. Da haben wir uns in der Vergangenheit sicher schwer getan und auch in der Landeskirche eine lange Diskussion geführt, die sich genau in diesem Zwiespalt bewegt hat:

Man möchte die Bindung vor Ort nicht aufgeben und trotz allem aber die Zahl der Körperschaften reduzieren – also die Zahl der Verwaltungseinheiten. Das sage ich jetzt mal bewusst mit dem Begriff: „Verwaltungseinheiten“, weil es gerade nicht um die Orte an sich geht. Das wird oft verwechselt oder missverstanden, ganz so, als würden Orte oder Kirchen aufgegeben. Die eigentliche Frage ist doch, wie kann ich Verwaltung einfacher und einheitlicher in größeren Einheiten zusammenfassen, gerade um mehr Zeit zu haben für das, was auf der persönlichen Ebene in den einzelnen Orten passieren soll, im direkten Kontakt zu den Menschen. Und um das hinzubekommen, um auch Entlastung zu schaffen – gerade in der Verwaltung – ist der Weg, den wir gerade gehen, genau richtig.

Also da, wo wir etwas vereinheitlichen können, sehen wir, wie wir Dinge gemeinsam machen. Dazu kommt, dass wir natürlich in vielen Arbeitsbereichen ohne unser Zutun schon seit langem Regionalisierungen haben. Zum Beispiel durch das Zusammenführen von Schulstandorten. Das hat auch unabhängig von unseren kirchlichen Strukturen Auswirkungen auf das Leben von Kindern und Jugendlichen. Und auch durch die beruflichen Umfelder und den Freizeitbereich leben die Menschen ja bereits in regionalen für größeren Zusammenhängen. Das geht schon lange über den eigenen Wohnort hinaus.

Was dazu kommt, und dem sollten wir sehr offen begegnen und es als eine positive Herausforderung sehen: Immer weniger Menschen wollen sich dauerhaft an bestimmte Dinge binden. Vieles geschieht projektartig. Also, man interessiert sich für einzelne Angebote, zeitlich befristet, und dann sucht man sich auch wieder etwas anderes, was wichtig ist. Das hat auch sehr mit unserer heutigen Lebenswirklichkeit zu tun, wo vieles gar nicht mehr über so lange Zeiträume planbar ist, allein schon durch die beruflichen Situationen, in der sich viele befinden. Solche Angebote und Projekte lassen sich natürlich viel besser in größeren Zusammenhängen realisieren. So können wir sehr viel differenzierter auf die Interessen der Menschen und ihre aktuellen Lebenssituationen reagieren.

Das klingt alles sehr positiv und nach Aufbruch, aber geht nicht auch viel von dem verloren, was wir Identität oder Heimatverbunden nennen?

Strukturreformen sind natürlich immer auch mit Abschieden verbunden. Ich glaube gar nicht so sehr, dass das Aufgeben des eigenen Siegels für eine Dorfgemeinde der große Abschied ist. Sondern es ist eher die Sorge, dass immer weniger Menschen vor Ort Ansprechpartner, also die erkennbaren Gesichter unserer Kirche sind.

Das gute an der Strukturreform, so wie wir sie gerade machen, ist aber, dass es die verschiedenen Modelle gibt. Und wir stecken ja mittendrin. Da kann man schauen, was ist denn passgerecht und man findet positive Beispiele, kann sich mit anderen austauschen.

Wenn sich nur noch sehr wenige finden, die Leitungsverantwortung übernehmen können oder wollen oder wo die Gemeinde zu klein oder überaltert ist, da kann es gut sein, sich zu einer Kirchengemeinde zusammenzuschließen, die dann nur noch einen gemeinsame Gemeindevorstand bildet, in dem die Verantwortung für verschiedene Ortsteile direkt wahrgenommen wird.

Und woanders bietet sich vielleicht das Modell der Gesamtkirchengemeinde an, die ja relativ eigenständige Ortsteile hat, wo es Ortskirchenräte gibt, die weiter die Verantwortung vor Ort übernehmen. Die geschäftlichen Aufgaben, Abrechnungen, Verwaltung usw. werden dann aber auf einer gemeinsamen größeren Ebene erledigt. Da muss man tatsächlich schauen, was vor Ort passend ist.

In den vergangenen Jahren hat es ja schon viele Veränderungen gegeben, wenn man sich die Landkarte betrachtet und die Zugehörigkeit von Kirchengemeinden. Ist da nun ein Ende in Sicht?

Die Strukturreform ist eine der größten Herausforderungen, die wir gerade haben. Wichtig dabei ist es, die Chancen aufzuzeigen und Ängste abzubauen. Am Ende müssen wir alle gemeinsam gute Entscheidungen treffen, die für einen längeren Zeitraum Bestand haben oder Zukunftsperspektiven aufzeigen.

Wenn wir die Entwicklung der vergangenen Jahre betrachten und uns fragen, entspricht sie auch den Lebenswirklichkeiten der Menschen, ihren Zugehörigkeiten, und wie ist das mit den kommunalen Grenzen - ich glaube, da müssen wir uns die Zeit nehmen, um manches neu zu hinterfragen. Wir merken ja jetzt an vielen Stellen in der täglichen Arbeit noch einmal mehr, dass es eine richtige Herausforderung ist, wenn so ein Pfarrsprengel über verschiedene kommunale Grenzen hinausgeht, wenn die Kinder und Jugendlichen nicht zusammen sind, weil sie womöglich in verschiedenen Landkreisen zur Schule gehen. Da ist leider in der Vergangenheit zu oft nach dem Zufallsprinzip oder nach dem Prinzip der frei gewordenen Stellen reagiert worden. Ich bin sehr dafür, dass wir uns das noch mal ganz gründlich anschauen. Unsere Strukturen sollten mit der Orientierung der Menschen und ihren Lebenswirklichkeiten einhergehen.

Was mich ermutigt, ist, dass die Notwendigkeit zur Veränderung gar nicht grundsätzlich in Frage gestellt wird. Zumindest nehme ich das bei uns im Kirchenkreis so war. Die Herausforderung der kleiner werdenden Gemeinden

wird gesehen. Und es gibt viele Menschen, die gerade in der Situation dieses Wandels beginnen, sich neu im Ehrenamt zu engagieren, weil sie merken, wie wichtig sie für ihre Kirche vor Ort sind. Sie übernehmen auch gern Verantwortung. Da ist ein Veränderungsprozess im Gange. Da werden neue Wege der Zusammenarbeit und Gemeinschaft gefunden, auch über vermeintliche Grenzen hinweg.

Sehr schön finde ich, dass sich gerade in der Region Gransee zwei Pfarrsprengel auf den Weg gemacht haben, als jeweils neue Gesamtkirchengemeinde zusammenzugehen. Gerade dort höre ich von vielen positiven Erfahrungen, was die Stärkung des Ehrenamtes und die Autonomie der ehrenamtlichen Gremien betrifft. Die Menschen sind wirklich bereit, Verantwortung zu übernehmen und tun das auf eine wunderbare Art und Weise. Für mich ist das eine sehr spannende positive Erfahrung, zum Teil auch überraschend, weil der Prozess ja im Vorfeld mit vielen Ängsten besetzt war. Der Praxistest zeigt: es funktioniert.

Aber erwächst daraus nicht auch die Erwartung, wenn alles größer und zentraler wird, dann muss es auch immer gleich etwas besonderes sein. Dann gibt es einen „Eventgottesdienst“ für alle und die Kirche im Dorf bleibt leer?

Naja, das Thema Event ist ein bisschen negativ konnotiert in dem Zusammenhang. Ich glaube aber, die Erfahrung ist, dass wir neben dem kontinuierlichen Gottesdienstangebot - was ja schon seit längerem, egal, ob wir nun eine Strukturreform machen oder nicht, bedeutet, dass in vielen Gemeinden ohnehin nur noch ein Mal im Monat Gottesdienst ist - dass man also neben dieser Kontinuität unbedingt auch Höhepunkte schaffen sollte, die es den Menschen ermöglichen, sich mit ihrer Kirche und ihrem Ort in einer größeren Gemeinschaft zu identifizieren. Das ist eine Form von gottesdienstlichem und gemeindlichen Zusammenleben, die zunehmend wichtig wird. Das sehen wir ja an der Zahl derer, die solche Gottesdienste besuchen und sich dafür auch in wunderbarer Weise ehrenamtlich in Vorbereitung und Durchführung engagieren.

Wir entsprechen damit dem Wunsch vieler Menschen. Gemeinsam Gottesdienst zu feiern, sich zu treffen und dabei über persönliches zu plaudern, sich auszutauschen und Zeit füreinander zu haben: Menschliche Nähe und Gemeinschaft, das können wir als Kirche und gerade das macht uns aus.

Der Weihnachtsgottesdienst wird aber weiterhin im eigenen Dorf gefeiert?

Ja unbedingt. Es kommt auch auf diese Kontinuität an. Die ist enorm wichtig vor Ort, gerade wenn es so viele Veränderungen gibt. Die großen Feste werden natürlich

im eigenen Ort gefeiert. Es ist wichtig, dass in unseren vielen kleinen Dorfkirchen Weihnachts- und Ostergottesdienste stattfinden. Denn diese Feste betreffen die großen Themen unseres Glaubens. Wir sind dann in so vielen Orten präsent, in fast jeder Kirche. Wir können das aber nur, weil sich so viele Menschen dafür engagieren. Da zeigt sich auch, wie wichtig den Menschen die Kirche im Dorf ist.

Das wunderbare ist, wir haben zugleich auch den Mut, aus unseren Mauern herauszugehen, dorthin, wo sich die Menschen treffen. Wenn Dorffeste, wenn Stadtfeste, wenn Erntedank oder Feuerwehrfeste mit Gottesdiensten in besonderer Weise gefeiert werden. Wenn wir besondere Orte für lebendige Gottesdienste nutzen: ein Tauffest an einem See, ein Dorfjubiläum mit einem Gottesdienst an einem zentralen Ort. Da sind wir als Kirche einfach mitten im Leben der Menschen. Sicher ist das auch eine Herausforderung, weil solche Formen ganz anders gestaltet und vorbereitet werden müssen – doch hier liegt eine große Chance. Die sollten wir nutzen.

Im Prinzip hat jedes Dorf bereits sein Dorfgemeinschaftshaus – nämlich seine Kirche.

Genauso wichtig ist es, dass Menschen ihre vertrauten Gottesdienste feiern, in denen sie sich einfach fallen lassen können, weil sie nicht mit „Überraschungen“ zu rechnen haben. Ich merke auch selbst immer wieder, wie wichtig es mir ist, dass ich mich einfach in einer mir vertrauten Form fallen lassen kann und mitgetragen werde.

Unterm Strich bedeutet das aber, dass immer mehr Kirchen nur noch selten genutzt werden. Lohnt es sich dann überhaupt, sie zu unterhalten oder aufwendig zu sanieren?

In der Tat sind wir in fast jedem Ort mit einer Kirche präsent. Das ist ja ein wirklich großer Schatz, den wir da haben. Aber es ist auch eine Last. Denn sie wollen ja alle erhalten werden, eine große Herausforderung. Auf der anderen Seite: die Dörfer sagen alle, wir brauchen ein Dorfgemeinschaftshaus. Ich sag ja manchmal so ein bisschen salopp: Im Prinzip hat jedes Dorf bereits sein Dorfgemeinschaftshaus – nämlich seine Kirche.

Was man aber beobachten kann, und dafür bin ich sehr dankbar, das sind die zahlreichen Initiativen, die es seit vielen Jahren gibt. Es ist ja nicht unser Verdienst, wenn Kirchen täglich für Besucher offen sind. Zum einen gab es eine große Bewegung, die Kirchen zu öffnen. Und in vielen Gemeinden finden sich Menschen, die bereit sind, dafür Verantwortung zu übernehmen, die Kirche morgens zu öffnen und abends wieder zu schließen, sie schön zu ausschmücken, sie also einladend und gastfreundlich zu

zeigen. Und tatsächlich kommen sehr viele Menschen. Dafür lohnt es sich. Und es zeigt, wie groß auch der gesellschaftliche Wert einer Kirche ist, dass es genau diese Orte der Einkehr und der Stille gibt – und zwar nicht nur in den großen Krisenzeiten, wo wir dann zu Gottesdiensten und Gebeten eingeladen haben. Sondern einfach auch für Menschen in ihren unterschiedlichen Lebenssituationen, im Urlaub oder auch in persönlichen Nöten.

Genauso wichtig ist es, dass unsere Kirchen auch Orte der Kultur sind. An der Stelle sind wir ein natürlicher Bestandteil des sozialen Lebens. Es gibt viele Initiativen vor Ort und im ländlichen Raum für Ausstellungen oder Konzerte in Kirchen. Das ist etwas ganz wunderbares.

Diese kulturellen Initiativen kommen dann zum Teil ja auch aus einer Dorfgemeinschaft heraus, die gar nicht mehr direkt mit der Kirche verbunden ist. Wie geht das zusammen?

Die Kirche im Dorf ist ja ganz oft ein Identifikationspunkt, ein Symbol. Das hat etwas mit Heimatverbundenheit zu tun. Und in dem Sinne ist es tatsächlich wichtig, die Kirche im Dorf zu lassen – und sie dann auch zu öffnen, uns zwar für alle. Ich glaube, da dürfen wir auch keine Berührungängste haben, sondern sollten uns über jede und jeden freuen, der oder die sich mit einer Kirche als gemeinschaftlicher Ort identifiziert und sich in ihr engagieren möchte.

Ich finde den Dialog zwischen kulturellen Angeboten und dem, wofür Kirche steht, also für die Fragen des Lebens und des Glaubens, etwas sehr spannendes. Dass man auch mit den Künstlerinnen und Künstlern, die unsere Kirchen für Ausstellungen und Konzerte nutzen, ins Gespräch kommt. Da passiert ja ganz viel. Da entstehen auch neue Räume für den gedanklichen Austausch.

Genauso wichtig ist es, dass wir unsere Kirchen für Menschen öffnen, die bei uns ihre Feste des Lebens feiern wollen. Wir haben vielen Amtshandlungen für Menschen, die aus Berlin kommen: Trauungen in kleinen Dorfkirchen, die sie im Urlaub oder bei einem Ausflug entdeckt und sich in sie verliebt haben. Da dürfen wir nicht nur auf unser eigenes Klientel schauen. Wir sind nun mal auch mitten in einer attraktiven Region für Berlinerinnen und Berliner. Da sollten unsere Kirchen auch ein Angebot für alle sein, die vorbeikommen und hier bei uns Station machen wollen.

Gibt es eigentlich eine Zahl, wie viele Kirchenmitglieder aus Berlin mit Zweitwohnsitz im Kirchenkreis ansässig sind?

Leider nicht mehr so eindeutig. Lange Zeit wurden sie ja noch in unseren Statistiken mitgeführt. Irgendwann Anfang der 2000er Jahre sind sie dann aber aus Statistik

rausgenommen worden. Das war damals ein signifikanter Teil. Ich kann jetzt nur schätzen, aber ich glaube, wir hatten damals im Kirchenkreis Templin-Gransee mit einem Mal rund 1.500 Gemeindeglieder weniger. Das waren Menschen, die ihren Zweitwohnsitz bei uns hatten, also nur Mitglieder der evangelischen Kirche. Das wären so rund zehn Prozent gewesen.

Aber sie sind ja weiterhin da, also die Menschen am Wochenende oder in den Sommermonaten, auch wenn sie in der Statistik nicht erfasst und gar nicht mitgezählt werden...

Ja, sie sind da. Viele beteiligen sich auch aktiv in den Gemeinden. An den Wochenenden kommen dann oft noch Freunde und Verwandte zu Besuch. Das hat die positive Folge, dass wir bestimmte Angebote machen, weil wir dazu viele Menschen aus der Stadt, hauptsächlich natürlich aus Berlin, begrüßen können – und Urlauber natürlich.

Die Zahl der Menschen, die statistisch vor Ort lebt ist ja nur ein Teil der Wirklichkeit.

Die kulturellen Angebote haben eine große Anziehung für die, die am Wochenende das Umland aufsuchen, die ihre Zweitwohnsitze hier haben, die hier Urlaub machen oder auf der Suche nach einer Kirche für ihre Hochzeit oder Taufe sind. Und die Gemeinden haben dadurch auch selbst viel davon, weil die Konzerte und Ausstellungen natürlich genauso von den Einheimischen wahrgenommen und genutzt werden. Das zeigt, wie wichtig es ist, dass wir unsere Kirchen erhalten und offen halten.

Eine kleine Gemeinde mit 30 oder 40 Gemeindegliedern kann das ja alleine gar nicht tragen. Und natürlich fragen manche nach dem Verhältnis zwischen der Summe, die investiert werden muss, und der Zahl der Menschen, für die dieses Gebäude da ist. Aber die Zahl der Menschen, die statistisch vor Ort lebt – das ist ja nur ein Teil der Wirklichkeit,

Wir sind eine Urlaubergegend, wir haben die Wasserwanderwege, die Radwege. Wir merken das besonders, wo Kirchen an solchen touristischen Brennpunkten stehen. Da gibt es eine enorm hohe Besucherzahl. Man kann das bei den Eintragungen in die Gästebücher und anderen Rückmeldungen sehen, wo Menschen einfach dankbar sind. Das zeigt, wie wichtig solche Orte für die Menschen sind. Auch für solche, die vielleicht ansonsten kaum Bezug zu unserem christlichen Glauben haben.

Sicher ist unsere Kirche nicht mehr so gesellschaftsrelevant, wie sie mal war, weil sie an Kraft und an Bedeutungskraft verloren hat; aber sie ist und bleibt in jedem

Falle lebensrelevant. Da spielen gerade auch die offene Kirche eine wichtige Rolle. Durch ihre Stille und dem für viele spürbaren Gefühl von Geborgenheit entfalten sie eine ganz besondere Kraft. Das ist etwas sehr persönliches und lebendiges.

Die Relevanz von Kirche hat ja auch immer mit den großen Fragen des Lebens und der Gesellschaft zu tun, gerade in Krisenzeiten. Ist die Kirche darauf vorbereitet?

Im vergangenen Jahr habe wir ja auf zwanzig Jahre 9/11, die Anschläge in New York zurückgeblickt. Da fallen mir die großen Friedens- und Trauergottesdienste ein, die es danach überall gab. Wir haben Corona-Andachten gefeiert in Erinnerung an die Opfer und als Dank an die, die sich engagieren. Bei solchen Anlässen kommen immer sehr sehr viele Menschen in die Kirchen. Seit dem Beginn des Ukrainekrieges gibt es viele Friedensgebete.

Auch noch jetzt, ein halbes Jahr nach Kriegsbeginn, treffen sich regelmäßig Menschen in unseren Kirchen, jenseits der Gottesdienste, um für Frieden zu beten, wöchentlich und sogar täglich wie in Zehdenick. Wir schaffen damit in großer Kontinuität Räume für Vertrauen.

Mit den Ängsten und Sorgen der Menschen umzugehen und ihnen Hoffnung zu geben – das zu tun, was wir am besten können und was auch unsere Aufgaben sind: vor Gott im Gebet einzutreten, ihm diese Welt aufs Herz zu legen und zu zeigen und deutlich zu machen, dass diese Welt nicht alleingelassen ist – ja, das ist ein Zeichen dafür, wie wichtig Kirche im Leben ist. Auch wenn man das nicht immer an einer großen Zahl festmachen kann.

Wenn die Not groß ist, dann wissen die Menschen: die Kirchentüren sind offen. Sie können kommen, egal was sie glauben oder bisher geglaubt haben und ob sie nun Kirchenmitglied sind oder nicht. Dann bekommt dieser kleine Schritt über die Schwelle eine ganz andere Bedeutung: Hier ist der Ort, wo Sorgen, Ängste, Trauer und alles, was einen persönlich und uns als Gesellschaft umtreibt, einfach abgeladen werden kann. Wo es ausgesprochen wird. Das sollten wir auch konsequent und mit großer Beharrlichkeit tun. Das ist ja unsere Kernkompetenz.

Wir sind dafür da, zu verbalisieren, in die Gesellschaft hinein zur tragen und vor Gott auszusprechen, was Menschen womöglich selbst nicht mehr in Worte fassen können.

Was wäre die aktuelle Botschaft?

Auf der einen Seite steht natürlich die Friedensfrage und das leider, ohne eine oder eindeutige Antworten zu haben – aber die Sorge und die Hoffnung, dass wieder Frieden einzieht, dass wir das weiter und ohne Unterlass thematisieren, das ist, glaube ich, eine der wichtigsten Aufgaben

derzeit. Dass wir damit auch Raum fürs Gespräch bieten, welche Wege zum Frieden führen, dass man miteinander redet und sich nicht in seiner eigenen inneren Zerrissenheit prügelt. Es ist ja nicht schlimm, keine eindeutigen Antworten zu haben. Die Frage ist aber, wie ringt man gemeinsam um den richtigen Weg. Einen Raum für dieses Ringen zu geben, ist eine wichtige Aufgabe.

Das andere Thema ist, die Gesellschaft nicht in Wut abgleiten zu lassen, zu schauen, wie man miteinander im Gespräch bleiben kann. Die Ängste der Menschen, die sozialen Ängste müssen wir ernst nehmen, ohne weiter Angst zu machen. Ich nehme da mitunter so eine Art „Geschäftstreiberei“ mit der Angst der Menschen wahr. Und mein Eindruck ist - ich sag's mal ein bisschen salopp: Es werden Tag für Tag die gleichen Säue durchs Dorf getrieben, so als wenn's eine neue Sau wäre. So wird die Verunsicherung nur noch größer. Die Angst potenziert sich. Das ist nicht gut für unsere Gesellschaft.

Ich glaube, dass Verlustängste und Abstiegsängste wirklich da sind. Diese ernst zu nehmen, ist wichtig. Zugleich muss man aber auch zeigen, was wir alles haben, in welchem Reichtum, welchem Wohlstand wir trotz allem hier leben können. Wie wichtig ist es gerade jetzt, mit unseren Möglichkeiten weiter Solidarität zu üben mit denen, die wirklich akut in existenziellen Nöten sind.

Das sind die Menschen aus der Ukraine, die dort ausharren oder die zu uns gekommen sind. Das sind aber auch immer noch die Menschen aus Syrien, die wir gar nicht mehr so im Blick haben, weil von ihren Konflikten und dem Bürgerkrieg dort, aktuell nicht viel die Rede ist. Und das sind im Moment auch ganz viele Länder, in denen wirklich Hunger herrscht und eine Hungersnot droht, weil die Inflation und die Knappheit von Lebensmitteln existenziell sind.

Im Oktober fahren wir wieder mit einer kleiner Gruppe ins südliche Afrika und besuchen unsere Partner in Simbabwe, wo wir als Kirchenkreis den Bau von Brunnen unterstützen.

Um das Thema in diesem Zusammenhang vielleicht gleich etwas weiter zu spannen, wo engagiert sich der Kirchenkreis eigentlich überall außerhalb seiner originären Aufgaben?

Wir haben eine Flüchtlingsberatungsstelle, die schon lange nicht mehr allein mit den Mitteln der öffentlichen Hand finanziert werden kann. Da tragen wir einen großen Teil der Kosten. Wir finanzieren die juristische Beratung mit mindestens einem Drittel der Personalkosten. Wir finanzieren vollständig eine Stelle in der Flüchtlingsseelsorge, wo Geflüchteten auch ganz praktisch geholfen werden kann. Hier engagieren wir uns als Kirchenkreis schon seit vielen Jahren.

Dazu kommen jetzt die zahlreichen Hilfs- und Solidaritätsprojekte für die Ukrainehilfe, wo viele Familien in Gemeinden untergekommen sind, und wo privat gemeindliche Hilfe organisiert wird. Das läuft aber vorwiegend dezentral in Verantwortung der Gemeinden vor Ort. Wir unterstützen finanziell, wo zusätzliche Hilfe nötig wird.

Langfristige Partnerschaft gibt es in der Ökumene. Wir halten Kontakt nach Rumänien, zu den Siebenbürgern. Und aktuell gerade mit dem Brunnenprojekt.

Der Kontakt nach Simbabwe, in die Region Binga mit den drei Gemeinden Mulindi, Bunsuwa und Simbantelele besteht aber schon seit vielen Jahren. Da werden wir mit den ganz praktischen Nöten konfrontiert. Dürre heißt dort tatsächlich Lebensmittelknappheit. Dann wächst nichts auf den Feldern. Die Menschen sind Selbstversorger. Und das Geld, um auf den Märkten etwas einzukaufen, das fehlt.

In Mulindi haben wir 2020/21 bereits den Bau eines ersten Brunnens finanziert. Mit einer Solarpumpe wird das Wasser in große Tanks gepumpt. Damit werden dann die Felder der kleinen landwirtschaftlichen Betriebe bewässert. Und auch das Krankenhaus im Ort und die Schule werden mit Frischwasser versorgt. Es war eine riesengroße Freude, dass es gelungen ist, diesen ersten Brunnen tatsächlich zu bauen. Neben dem Finanziellen muss da ja auch logistisch einiges gestemmt werden. Jetzt sind wir in der Lage, den Brunnenbau im zweiten Ort zu finanzieren.

Von welcher Größenordnung sprechen wir da?

Zwischen dreißig und vierzig Tausend Euro kostet so ein Brunnenbau. Mit Spenden und eigenen Mitteln sind wir in der Lage, das zu finanzieren. Trotz der schwierigen Umstände - sozial und wirtschaftlich und auch ökologisch, denn der Klimawandel macht sich dort noch ganz anders als bei uns bemerkbar - ist es eine unglaubliche Erfahrung, mit welchem Optimismus und welcher Lebensübersicht die Menschen dort die Hausforderungen annehmen und ihr Leben und ihren Glauben feiern. Deswegen kommen wir auch immer selbst als Beschenkte von dort wieder zurück.

Neben diesen Partnerschaften gibt es noch viele kleine Engagements und Projekte, die gar nicht zur Ebene des Kirchenkreises gehören. Oranienburg hat beispielsweise eine Partnerschaft nach Kaliningrad, wo eine kleine Gemeinde unterstützt wird. Auf diese Art und Weise bleiben ja auch Gesprächskanäle offen. Und so ist es auch in anderen Gemeinden.

Diese Partnerschaften nach außen hin sind mir sehr wichtig. Wie soll denn Friede wachsen, wenn man nicht am Ende wieder in der Lage ist, miteinander zu reden. Die

Menschen nicht nur auf das Handeln ihrer Regierungen zu reduzieren, das ist eine der wichtigsten Aufträge, die wir derzeit haben, und dabei sollten wir unsere ökumenischen Kontakte nutzen.

In gleicher Weise gilt genau das natürlich auch für unsere Gesellschaft: Verständnis für Menschen in ihren unterschiedlichen Situationen zu wecken, das Gespräch mit Menschen in ihrer Vielfalt offen zu halten und auf diese Art und Weise auch ein Form von Integration zu ermöglichen.

Ist das überhaupt möglich, wenn die Relevanz der Kirche, als gesellschaftliche Institution immer mehr schwindet. Über die Entwicklung der Mitgliederzahlen haben wir ja schon gesprochen. Wie sieht es konkret aus, machen die Zahlen Angst? Ist die Kirche in Gefahr?

Wir können ja nur begrenzt etwas ändern. Im vergangenen Jahr wurde viel über die Freiburger Studie geredet. Das ist im Prinzip eine Prognose der Entwicklung. Man kann ja anhand der Mitgliederzahlen, der Alterspyramide und der Taufzahlen sehr einfach fortschreiben wie sich die Zahlen entwickeln werden.

Ich will aber Mut machen, sich nicht einfach von diesen Zahlen lähmen zu lassen. Kirche ist mehr als eine Organisation und eine Zahl. Von daher mache ich mir um die Zukunft der Kirche keine Sorgen – auch wenn sich unsere Strukturen und auch das Gesicht der Kirche ändern werden. Die Freiburger Studie hat ja durchaus auch gezeigt, welche Möglichkeiten wir haben.

Zum Einen ist es für alle unsere Gemeinden eine Herausforderung zu sehen, wie wir im Gespräch mit der mittleren Generation bleiben können, mit den jungen Menschen, die ins Berufsleben eingestiegen sind, Familien gründen. Die haben wir oft zu wenig im Blick und in deren Leben spielt Kirche häufig kaum eine Rolle. Wie können wir da neue Bindungen schaffen oder Bindungen stärken. Was brauchen diese Menschen, was können wir ihnen bieten? Das ist eine Aufgabe und Chance, die wir haben und nutzen sollten.

Und dann wird es immer wichtiger, dass wir uns möglichst niedrigschwellig an Familien mit Kindern und an Jugendlichen wenden. Sie kommen nicht mehr automatisch, weil es Familientradition ist. Die Zeiten sind vorbei. Da machen wir schon sehr viele Angebote – Angebote fürs Leben sozusagen. Wenn ich mir anschau, was gerade aktuell in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen im Kirchenkreis passiert, da gibt es ein unglaublich großes Engagement.

Wir hatten jetzt in den Sommerferien das Ferienhaus in Vietmannsdorf mit verschiedenen Freizeiten. Es gibt die vielen Kinderfeste. Letztes Wochenende der Abschluss

der Kindersingwoche in Zehdenick mit dem Kindermusical. In Gransee fand ein Lehrgang für Jungbläser statt, der Nachwuchs für unsere Posaunenchor. Über eine ganze Woche hinweg haben sie ihr Spiel auf Trompete oder Posaune weiterentwickelt und dann mit der Gemeinde zusammen einen fröhlichen Gottesdienst gefeiert.

Solche Erlebnisse und Erfahrungen in jungen Jahren, die prägen fürs Leben. Und wenn man sich das alles in Summe mal anschaut, dann passiert unglaublich viel. Ich finde, wir sollten sehr viel mehr von diesen Erfolgsgeschichten erzählen.

Wir haben ja vorhin über die Eventgottesdienste gesprochen. Ein großes Tauffest an einem schönen See im Sommer ist zum Beispiel ein solches Event. Das bleibt im Gedächtnis und hat Strahlkraft. Viele Familien hatten in der Coronazeit keine Gelegenheit, ihre Kinder taufen zu lassen. Manche Kinder wachsen in Familien mit nur einem Elternteil auf, wo oft der Hintergrund für ein Familienfest fehlt. Warum nicht auf diese Menschen zugehen und sagen, wir möchten gemeinsam mit euch feiern. Im kommenden Jahr wird die EKD ein „Jahr der Taufe“ ausrufen. Dann wird es überall im Land große Tauffeste geben. Diesen Schwung können wir nutzen.

Wir müssen unter Beweis stellen, wie lebensrelevant die Fragen des christlichen Glaubens sind.

Wir sind aktuell tatsächlich in einer missionarischen Situation. Unsere Kirche erhält sich nicht mehr automatisch von Generation zu Generation. In der Tat müssen wir zeigen und unter Beweis stellen, wie lebensrelevant die Fragen des christlichen Glaubens sind. Dass wir aber gerade dabei auf offene Ohren stoßen, das merke ich gerade in vielen Gesprächen, vor allem mit Menschen, die kaum etwas mit „Kirche“ zu tun haben. Wir dürfen an dieser Stelle wirklich offen sein und uns auf die Erfahrungen freuen.

Ich erinnere mich an eine Situation, wo ich nach einer goldenen Hochzeit mit den Enkelkindern und deren Partnern ins Gespräch kam. Für sie war das Thema „Kirche“ schon sehr weit weg. Es wurde dann doch ein langes und intensives Gespräch mit vielen Fragen. Eines der Paare ist mir dann später wieder begegnet. Sie kamen zu mir, um sich trauen zu lassen. Wir werden es wahrscheinlich oft nur über solche Einzelbegegnungen schaffen – aber um so wichtiger ist es, diese Begegnungen auch ernst zu nehmen und sie als Chance wahrzunehmen.

Die lebensgeschichtliche Begleitung, die wir als seelsorgerische Aufgabe übertragen bekommen haben, ist ja Teil unserer Kernkompetenz. In diesem Sinne ist jede Beerdigung wichtig. Sie sollte nicht an irgendwelchen

Formalien scheitern. Nein, ich glaube wir müssen da völlig absichtslos und vorurteilsfrei für die Menschen da sein und darauf vertrauen, dass in solchen Begegnungen ganz viel passieren kann.

Und wir kennen ja Beispiele von solchen Orten, wo wir mit Menschen zusammenkommen, die ansonsten kaum mit Kirchen in Berührung kommen. Wenn ich da an die Motorradgottesdienste von Ralf Schwieger denke. Da wird die Lebenswirklichkeit der Menschen aufgenommen. Und das Ganze – in dem Fall ein „Eventgottesdienst“ – bekommt eine geistliche Dimension. Wenn ich lebensgeschichtlich für die Menschen da bin und sie in dieser Weise begleiten kann, dann kommt das Evangelium von ganz alleine herein. Da gibt es noch sehr viele andere Möglichkeiten.

Wenn es um die Frage der Bindung geht, sind wir als Kirche immer auch ein Spiegelbild der Gesellschaft.

Ich gehöre nicht zu denen, die darüber trauern, dass wir nicht mehr die Hälfte der Gesellschaft repräsentieren. Wie kaum eine andere gesellschaftliche Größe reicht unser Netz in jedes Dorf hinein, weil wir mit jeder Kirche präsent sind. Das ist schon ein großes Alleinstellungsmerkmal unserer Kirche. Ein großer Schatz und auch ein Acker, der bestellt werden muss. Da dürfen wir auch keine Angst haben, wenn wir Menschen nur punktuell begegnen. Es muss ja nicht aus allem gleich ein Lebensprojekt werden. Wenn wir Höhepunkte schaffen und sich Menschen für einzelne Themen oder Projekte engagieren, dann ist das etwas ganz wunderbares. Und ich glaube, dass auf diese Art und Weise auch neue Bindungen entstehen, die dann dazu beitragen, dass Menschen unsere Kirche als eine Bereicherung für ihr Leben und auch für die Gesellschaft sehen.

Denn wir dürfen nicht vergessen: Wir sind als Kirche auch ein Spiegelbild der Gesellschaft. Die Alterspyramide ist ja ein gesamtgesellschaftliches Problem. Und auch gesellschaftliche Entwicklungen und Konflikte fokussieren sich in besonderer Weise auf uns. Das geht vom Generationskonflikt bis hin zur Fragen einer Mitgliedschaft mit langfristigen Bindung. Da gibt es tatsächlich eine „Leidenschaftsgemeinschaft“ mit anderen gesellschaftlichen Organisationen, wenn man sich die Zahlen ansieht.

Eine kreative Offenheit ist aus meiner Sicht der beste Weg, um mit diesen Veränderungen umzugehen. So bekommen neue Ideen die Chance zur Entfaltung und manche werden vielleicht zu Zukunftskonzepten. Oft sind es ja nur zarte Pflänzchen, die leicht übersehen werden oder Gefahr laufen, von einem lautstarken Mainstream weggefegt zu werden. An der Stelle wachsam zu sein, das liegt auch in unserer Verantwortung. Dazu gehört sicher auch eine gewisse Gelassenheit, die wir aushalten

sollten. Wir werden immer so gut, wie die Menschen, mit denen wir unterwegs sind. Ich bin da sehr dankbar, dass wir so viele fantasievolle, kreative und engagierte Mitarbeitende in unseren Reihen haben.

Zum Abschluss gern noch mal ein Sprung zurück: Sie blicken heute auf 20 Jahre als Superintendent und wohl an die 30 Jahre als Pfarrer zurück, in denen Sie sich von der Prignitz über die Uckermark ins Obere Havelland nach Gransee „durchgearbeitet“ haben. Was hat Sie denn damals als junger Pfarrer in die Prignitz verschlagen und warum sind Sie dem Norden treu geblieben?

Oh, da muss ich ja ganz weit ausholen. Meine eigene frühkindliche Prägung war sicher eher typisch aber dann auch wieder nicht so typisch. Also eine gewisse religiöse Erziehung gehörte damals dazu. Zuständig dafür war besonders meine Mutter. Dazu gehörte das Abendgebet und auch, dass wir sonntags in den Kindergottesdienst geschickt wurden. Ich erinnere mich an die musikalische Früherziehung, da war ich fünf Jahre alt, und an die Kinderstunde, die wir heute Jungschararbeit oder Christenlehre nennen.

Das hat mich geprägt. Ich habe mich dann auch sehr bewusst konfirmieren lassen, in einer Zeit, in der sich zwar alle haben konfirmieren lassen, weil es im damaligen Westberlin keine wirkliche Alternative gab. Aber für mich war es zu dem Zeitpunkt auch schon eine inhaltliche Auseinandersetzung mit dem, was in der Taufe mit mir passiert ist. Ich habe sehr bewusst bei der Konfirmation „Ja“ gesagt.

In den Folgejahren habe ich dann die Gemeinde als etwas erlebt, was mich in schwierigen Zeiten wirklich auch getragen und aufgefangen hat. Für mich war die Gemeinde etwas, was mich wie eine Familie begleitet hat. Zugleich hat mir die Gemeinde auch viel Selbstvertrauen und Stärke geschenkt. Das war nicht nur einfach ein Freundeskreis. Wir waren eine stark von Glaubensfragen geprägte Gemeinschaft. Ich habe immer gesagt: Mein Gottvertrauen hat mich Selbstvertrauen gelehrt. Und das hat mir diese Gemeinde ermöglicht.

Ich habe mich dann auch schon in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen engagiert. Später hab ich dann eine Kindergruppe inhaltlich geleitet und eigene Angebote gemacht. Ich war immer so ein, zwei Jahre älter als die Gruppe. Zu dem Zeitpunkt wusste ich aber noch nicht genau, dass ich Pfarrer werden wollte. Ich hab zwar immer gesagt: Ja, schulisch sind die besten Voraussetzungen da, weil griechisch und Latein zu meinen Fächern gehörten. Aber wenn ich Pfarrer werde, dann sollte es schon aus einer inneren Überzeugung heraus kommen. Und die gab es dann später tatsächlich.

Als ich dann 16 wurde, war mir klar, dass ich gerne das, was mir selbst so unglaublich viel gegeben hat, was so

eine Art Anker für mich war – das wollte ich gern weitergeben und mit anderen teilen. Da ist der Wunsch entstanden, ich möchte gern Pfarrer im Pfarramt werden. Das ist der Weg, den ich gehen will. Daran bin ich auch nie irre geworden.

Und wenn ich heute, fast 40 Jahre später, nein – es sind ja über 40 Jahre, wenn mich da jemand fragt, ob ich mir je etwas anderes hätte vorstellen können, muss ich sagen: Nein, nicht wirklich. Ich habe nie daran gezweifelt. Dass ich am Ende Superintendent geworden bin und das ja nun auch schon seit 20 Jahren, das war mir damals natürlich nicht in die Wiege gelegt. Das hatte ich mir auch nicht vorgenommen. Aber in meinem Berufsleben habe ich gemerkt, dass es schon so etwas wie offene Türen gibt und dass man manchmal auch so ein bisschen geschubst wird, um durchzugehen.

Und wie sind Sie dann dazu gekommen aus Berlin rauszugehen, Anfang der 90er Jahre wohl schon?

Als ich das erste Examen hinter mir hatte, war mir klar, dass einem beruflichen Weg in der Kirche nichts im Wege steht.

Wo haben Sie studiert?

In Berlin, aber auch ein Jahr in Göttingen. Ich stand dann schon relativ früh auf der Liste der Theologiestudenten in Berlin. Das war damals eine Voraussetzung, um später in den Vorbereitungsdienst eines Vikariats und in den Pfarrdienst übernommen zu werden. Aber, weil der Mauerfall ja nicht wirklich vorhersehbar war, war meine Perspektive eigentlich immer: Wenn du das Examen schaffst, kannst du Pfarrer in dieser Kirche werden. Du wirst eine Stelle bekommen, aber es wird Berlin sein.

Waren die Stellen vor dem Mauerfall damals knapp in Westberlin?

Also knapp waren sie während meiner Studienzzeit noch nicht. Es war klar, wenn du auf dieser Liste bist und das Examen schaffst, wirst du auch eine Anstellung finden. Das wurde dann schwieriger in der Zeit kurz nach der Wende.

Was ich aber schon immer als Wunsch verspürt habe, war, auch noch mal eine andere Lebenswirklichkeit als die der Großstadt kennenzulernen. Ich bin in Berlin geboren und aufgewachsen, hatte die Berufsperspektive Berlin und dachte immer – auch durch das eine Jahr in Göttingen: Mich würde auch noch mal etwas anderes reizen. Ein Wechsel der Landeskirchen war damals aber noch relativ schwierig. Also von daher gab es nicht wirklich eine Alternative, aus Berlin rauszugehen.

Aber dann kam der Mauerfall...

Ja, am Anfang meines Vikariats. Ich bin 1989 ins Vikariat gekommen, im Mai. Im November fiel die Mauer. Das hatte noch keine direkten Auswirkungen auf meine berufliche Entwicklung. Aber mit einem Mal war klar, die beiden Teile unserer Landeskirche, die Ostregion und die Westregion wachsen wieder zusammen. Und ich hab mich auch schon sehr früh mit der Frage beschäftigt, ob das nicht auch eine berufliche Perspektive sein kann, tatsächlich aus Berlin rauszugehen.

Zum Ende meines Vikariats hab ich mir dann Orte angeschaut, die mich reizen würden. Ich kann gar nicht genau sagen, wie ich in die Prignitz gekommen bin. Es war so eine Rundreise durch verschiedene Kirchenkreise im Norden Brandenburgs – ein Land, das mir ja völlig unbekannt war, obwohl es ja das Umland von Berlin ist. Unter anderem bin ich auch in Kyritz gelandet und hab mir ein Bild von dieser Stadt mitgenommen. In meinem Entsendungsdienst, der damals noch Hilfsdienst hieß, hab ich dann zweimal die Stellenausschreibung von Kyritz gelesen und daraus geschlossen, die scheinen dort Schwierigkeiten zu haben, die Stelle zu besetzen. Das war der Punkt, wo ich beschloss, mich nach der Möglichkeit eines Wechsels von Berlin nach Kyritz zu erkundigen.

Wo sind denn in einem kleinen Dorf die Begegnungsorte? Die Kirche ist noch da.

Ich empfand Brandenburg als natürliches Umfeld von Berlin und das hat mich sehr gereizt. Ein Hindernis in meiner Westbiografie hab ich da nicht gesehen, weil ich glaube, dass das, was uns verbindet, unser Glaube ist, und dass die Lebensherausforderungen für Menschen in Ost und West ziemlich ähnlich sind. So hat es sich ergeben, dass ich noch zwei Monate meiner Entsendung in Kyritz verbracht habe und dann dort meine erste Pfarrstelle hatte.

Da war ich dann neun Jahre Pfarrer in der Prignitz und habe festgestellt, dass ich so eine Art Wanderer zwischen den Welten bin. Denen im Westen konnte ich vieles vom Osten erklären und denen im Osten natürlich aus eigener Erfahrung vieles vom Westen. Das war schon spannend. Ich hab das aber irgendwann sehr bald gar nicht mehr gemerkt, hab mich einfach nur zu Hause gefühlt.

2002 bin ich dann zum Superintendenten des frisch fusionierte Kirchenkreises Templin-Gransee gewählt worden, der von der Struktur her ganz ähnlich war, wie der Kirchenkreis, aus dem ich von Kyritz gekommen bin – mit vielen Dörfern und kleine Städten. Das ist nun schon 20 Jahre her. Da staune ich selbst drüber.

Kyritz, Templin und Gransee als Wohnorte - da wird man doch zum Experten, was das städtische Leben im Brandenburger Norden betrifft?

Die kleinen Städte haben wirklich eine tolle, durchaus auch städtische Atmosphäre. Im Gegensatz zur Großstadt verliert man sich aber nicht so. Da sind sie dann doch eher ländlich, was sie natürlich nicht wirklich sind. Das habe ich relativ früh gelernt, als ich in Kyritz angefangen habe. So jung und naiv wie ich damals war, war meine Antwort auf die Frage, was mich denn nach Kyritz gelockt hätte: „Na ich wollte gerne mal das Landleben kennenlernen.“ Die Kyritzer haben mir dann sehr schnell klargemacht, dass die Stadt Kyritz ihr Stadtrecht genauso lange hat, wie Berlin.

Und das gilt für Gransee und Zehdenick oder Templin ganz genauso. Es ist ja heute so, dass die Stadt Templin großen Zuzug hat, weil sie alles bietet, was eine Stadt an Infrastruktur, auch an sozialer Infrastruktur haben kann. Schulen, Ärzte, Krankenhaus... Menschen ziehen auch im Alter in Städte wie Templin oder Zehdenick und Gransee, weil sie einerseits die Rundumversorgung haben, und weil sie trotz allem die Beschaulichkeit zu schätzen wissen und die Natur, die unberührte Natur und die Weite der Landschaft viel näher ist, als in der Großstadt.

Wir haben ja - und das ist auch eine Folge von Corona - eine wahrnehmbare Rückbewegung in den ländlichen Raum. Viele Menschen kommen wieder her. Das ist ja auch eine Chance für unsere Gemeinden, weil auch viele junge Menschen zurückkommen und Familien gründen. Da gibt es ja sehr gute Beispiele, wie man den Rückkehrern und denjenigen, die sich neu ansiedeln, begegnet. Das ist auch ein Zeichen dafür, wie gut Kirchengemeinden integrieren können, damit die Orte eben nicht nur Schlafstätten für Berufspendler sind.

Wo sind denn in einem kleinen Dorf noch diese Begegnungsorte? Die Gaststätten gibt es oft nicht mehr. Die Läden sind zu. Aber die Kirche ist noch da. Man kann das natürlich nicht überall aus dem Hut zaubern - aber an einigen Orten wächst schon so eine Tradition, dass man sich ein Mal im Monat nach dem Gottesdienst bei Kaffee und Kuchen trifft oder beim Bier, und nicht einfach auseinander geht. Und manch einer und manch eine kommt vielleicht gerade deswegen zum Gottesdienst: Weil genau diese Gemeinschaft wichtig ist. Ich finde, so soll Kirche auch sein: Mitten im Leben. Das macht uns als Kirche aus. Da sind wir auf einem sehr guten Weg.

Vielen Dank für das Gespräch, Herr Simon. Einen guten Weg durch Ihre Amtszeit, das wünsche ich Ihnen auch.

Das Gespräch führte Stefan Determann, Öffentlichkeitsbeauftragter im Kirchenkreis am 23. August 2022 in der Suptur Gransee.